



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Pretorias letzte Tage unter der Burenherrschaft

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

entzündung. Rp. Zinc. sulf. usw.“ Es ist gut, daran erinnert zu werden, daß es auch auf der Mathildenhöhe menschliche Dinge giebt, daß das Leben doch Recht behalten wird sogar gegenüber Dokumenten deutscher Kunst!

Georg Böhler



Pretorias letzte Tage unter der Burenherrschaft



in aufgeregtes Treiben herrschte in Pretoria, als die Thatsache bekannt wurde, daß sich die Engländer der Hauptstadt näherten. Die letzten Leute, die noch „kommandierfähig“ waren, die es aber durch ihre gute Bekanntschaft oder Verwandtschaft nach „oben“ oder auf andre Weise vermocht hatten, sich noch von der Front fernzuhalten, mußten dem strengen Befehle des Generalissimus Botha, sich ihren Kommandos unverzüglich anzuschließen, Folge leisten. Auch Tausenden, die ihren zweiwöchigen Urlaub bei der bisherigen schlappen Handhabung des Kriegsgesetzes auf zwei Monate ausgedehnt hatten, wurde der Besuch zu Hause durch die neue verschärfte Maßregel jählings abgekürzt. So boten nun die Straßen ein recht lebhaftes Bild. Von allen Seiten hörte man, wie sich die Leute Abschiedsgrüße zuriefen; hier und dort sah man auch weinende Frauen, doch im allgemeinen machte der Abschied keinen tiefern Eindruck mehr. Man schien im Laufe der vergangenen acht Monate schon daran gewöhnt zu sein, es gehörte das Abschiednehmen schon zum Alltäglichen. Auch an scherzhaften Äußerungen über eine kleine, wenn auch unfreiwillige Reise nach St. Helena fehlte es nicht.

Der Mittelpunkt des ganzen Lebens in Pretoria war der Bahnhof. Fast die ganze Bevölkerung war abends dort bei der Ankunft der Züge von Middelsburg und Zoutpansberg versammelt. Die Züge wurden durch die nach der Front ziehenden Buren so überfüllt, daß zuweilen noch Extrazüge die Zurückgebliebenen befördern mußten. Nur mit Mühe und Not war man imstande, sich seinen Weg durch die dichtgedrängte Volksmenge zu bahnen. Die neuesten Nachrichten schienen den Buren wenig Mut einzuflößen. Fast täglich waren denn auch einige Helden zu treffen, denen der Mut schon auf dem Bahnhof gesunken war, die sich beschwerten, daß sie nicht erster Klasse befördert werden sollten, so wie es guten Bürgern zukäme, und die dann ohne weiteres den Weg nach Hause antraten. Andre wieder, die weniger anspruchsvoll waren, suchten hinter dem Zuge so lange nach einem Sitzplatze, bis das ersuchte Signal zum Abfahren gegeben wurde, das dann auch zugleich ein Zeichen für ihre Heimreise war. Jeder Bur ist ja sein eigener General; mit einer Armee von Generalen kann man aber keine Schlachten schlagen. Die Ausländer, die es sich erlauben konnten, mit Rind und Kegel eine Reise nach Europa zu machen,

oder Frau und Kind nach weniger bedrohten Distrikten zu senden, waren auf dem Bahnhof zu Hunderten zu sehen. Aber man konnte doch den Unterschied wahrnehmen zwischen denen, die aus Furcht vor den Engländern ihre Wohnstätte verließen, und denen, die sich frohen Mutes sagen konnten: Zur Pariser Weltausstellung kommen wir noch gerade recht, und endlich denen, die sich von Frau und Kind trennten, weil sie diese vor den Ereignissen schützen wollten, die bevorstanden.

Nach allem, was im Gouvernementsgebäude und im Arsenal vorging, mußte man erwarten, daß kein entscheidender Widerstand bei Pretoria geleistet werden würde. Schon längst war es ein offnes Geheimnis, daß der Sitz der Regierung nach Lydenburg verlegt werden sollte, sobald die Engländer den Baal überschritten hätten; aber etwas Bestimmtes wurde nicht bekannt gemacht. Präsident Krüger verließ in der Nacht vom 28. auf den 29. Mai 1900 in Begleitung von Staatsanwalt Smuts und Postminister van Alphen ganz im geheimen schweren Herzens Pretoria. Um seine Abreise weniger auffällig zu machen, fuhr er mit einem Wagen nach Cerfte Fabrieken und benutzte erst von da aus die Eisenbahn nach Machabodorp. Regierungsgelder ungefähr in der Höhe von zwei Millionen Pfund hat Krüger natürlich mitgenommen, um sie in sicherem Schutz zu haben, gerade nicht zum Vergnügen der Leute, die schon Tage und Wochen in fieberhafter Aufregung das Regierungsgebäude gestürmt hatten, um etwas cash für gemachte Lieferungen herauszubekommen. Wenn es diesem oder jenem auch gelungen sein dürfte, mit der nötigen „Schmiere“ schnell zu seinem Gelde zu kommen, so mußten sich doch die meisten mit einer Gouvernementsnote begnügen, in der auf hoffnungsgrünem Papier die Bezahlung der darin angegebenen Schuld nach Beendigung des Krieges zugesichert wurde. Am 29. Mai konnte man denn auch an dem Bureau des Hauptschatzmeisters eine Bekanntmachung lesen, daß Cheques nicht mehr ausgegeben, sondern gemachte Lieferungen nur mit den nach dem Kriege zahlbaren Noten bezahlt werden würden. Auf diese Bekanntmachung hatte jedenfalls ein Opfer der neuen Bestimmung lakonisch mit Bleistift die Bemerkung geschrieben: *What is your address after the war?*

Mit der Besetzung von Johannesburg und Glandsfontein (am 31. Mai), dem Kreuzungspunkte der Linien nach dem Oranje-Freistaat, nach Natal, Mlerksdorp und Pretoria beherrschten die Engländer natürlich das ganze Eisenbahnnetz; wenigstens war der Verkehr von Pretoria völlig abgeschnitten, was denn auch eine Rückwirkung auf die frühere allgemeine rege Thätigkeit zur Folge hatte. Zu Tausenden kamen nun Buren zu Fuß und zu Pferde nach Pretoria aus der Richtung von Johannesburg in einem Zustande, der uns am besten zeigte, in welcher Weise der Rückzug vor sich gegangen war. Natürlich waren das wieder Leute, die nur an ihre eigne Person dachten und ihre Rettung lieber in der Flucht suchten, als in der Front mit ihren Kampfgenossen auszuhalten. Leider war ein großer Prozentsatz solcher Hasenherzen unter denen, die sich mit Recht ein Volk voll Heldenmut nennen können. Es war traurig,

zuzuhören, wie die Bürger von ihren Kommandanten gelegentlich durch Ansprachen gebeten wurden, doch weiter zu kämpfen, aber für solche Leute sind alle Ermahnungen nur leere Worte; die strenge Durchführung des Kriegsgesetzes hätte eher zum gewünschten Ziele geführt.

Natürlich machte diese überstürzte Rückkehr keinen beruhigenden Eindruck auf die Bevölkerung Pretorias. Die Leute, die trotz der Nähe der Engländer immer noch die besten Hoffnungen hatten, daß Pretoria vermöge seiner starken Befestigungswerke nicht genommen werden könnte, begannen nun auch zu verzagen, und von diesen flüchtete noch ein großer Teil nach Middelburg und Waterval kurz vor Thoreseschluß. Unter diesen Flüchtigen waren die Familien von Natal und die der Kaprebelln; es war ein trauriges Bild, diese arm-selig gekleideten Leute mit ihrer notdürftigsten Habe schweren Herzens noch weiter zurückweichen zu sehen.

Von der Vorliebe für das Hab und Gut ihres Nächsten hatten verschiedene der zurückkehrenden Buren bei dem Zuge durch Pretoria einen starken Beweis geliefert. Eine besondere Vorliebe machte sich für Pferde bemerkbar. Da der Feldkornet keine mehr hatte, halfen sich die Bürger einfach selbst; auf offener Straße wurden Wagenpferde ausgespannt, und der Treiber mußte vom Boocke herunter und zwischen den Deichseln die Stelle des Pferdes versehen. Andre wieder ließen, in dem Glauben, daß Tausch kein Diebstahl sei, ihre abgemagerten Schlachtrosse an Stelle der wohlgenährten Wagenpferde zurück. Sogar die Pferde des Leichenbestatters schienen begehrenswert gewesen zu sein; denn anstatt der üblichen zwei Schwarzen erfüllten in den letzten Tagen vor der Übergabe ein Rappe und ein Schimmel, schwermütig nebeneinander gehend, ihre traurige Pflicht.

Nachdem die Regierung ihren Sitz verlegt hatte, wurde am 31. Mai das Lagerhaus der Regierung freigegeben oder, besser gesagt, geplündert. Dort waren große Vorräte von Kaffee, Zucker, Milch, Kerzen und sonstigen Bedarfsartikeln aufgespeichert. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht von dem Sturm auf das Haus bis in die entlegensten Straßen, und ein Rennen wie um Leben und Tod folgte. Eine ungeheure Menge Frauen und Männer begehrte ungestüm Einlaß. Nur mit Lebensgefahr gelang es einem kleinen Teile, sich Eingang zu verschaffen; doch unmöglich war es, auf demselben Wege, mit der Beute beladen, das Freie zu gewinnen. Man sah nun auch an verschiedenen Stellen die Leute durch die Fenster kriechen und sich durch Entfernung der umfassenden Wellbleche einen Weg durch die Wände nach außen bahnen; in kurzer Zeit war eine Masse derartiger Notausgänge geschaffen. Im Innern spielten sich die wüthendsten Szenen ab. Jeder sahndete nach dem ihm notwendigsten und wertvollsten Artikel, und so wurden Kisten aufgebrochen, Säcke aufgeschnitten, sodaß deren Inhalt kunterbunt durcheinander lag. Die Männer richteten ihre Nase hauptsächlich auf Spirituosen, während das schwache Geschlecht mehr nach den praktisch verwertbaren Sachen griff. Verwundungen und Verletzungen kamen mannigfaltig vor. Eine Frau wurde durch einen

umstürzenden Stapel Kisten völlig begraben, ohne daß man ihren Hilferufen große Beachtung geschenkt hätte. Verschiedne, darunter auch angesehenere Geschäftsleute, hatten ihre Wagen bereit stehn, um für schnelle Abfuhr der erbeuteten Waren zu sorgen; so hat mancher dadurch ein Kapital eingeheimst.

Am lebhaftesten aber beteiligten sich die polnischen Juden an diesem Getriebe. Zu hunderten wohnten sie in der Marktstreet und deren Querstraßen und waren somit die ersten auf dem Kampfsplatze; sie hatten ihr Schäfchen auch schon im Trocknen, als die Arbeit anfang, schwieriger und gefährlicher zu werden. Später verlegten sie sich aufs Geschäft und boten für einen Sack Zucker 10 bis 15 Mark, für einen Sack Kaffee bis zu 60 Mark, wozu sich auch gern Verkäufer fanden. Bei den damals hochgeschraubten Preisen warf das gar keinen schlechten Nutzen ab. Die größte Schwierigkeit lag im Transport der erstandnen Waren, denn Wagen, Handkarren oder „Boys“ waren kaum zu haben. Um eine Kleinigkeit nur auf eine Entfernung von 500 Metern fortzuschaffen, wurden unglaubliche Preise gezahlt. Für eine Beforgung dieser Art, die ein Kaffer sonst für 25 Pfennige ausgeführt hatte, verlangte er jetzt 5 Mark. Unter 20 Mark war für diesen Zweck kein Wagen zu haben, und falls jemand wirklich glücklich genug war, ein derartiges Transportmittel in die Hände zu bekommen, mußte er noch Gefahr laufen, den Kutscher in entgegengesetzter Richtung mit dem Bemerken abfahren zu sehen, daß die Waren in seinem Hause auch ganz gut geborgen wären. „Was dem einen recht ist, ist dem andern billig!“ Die Straßen boten ein fürchterliches Durcheinander; außerhalb des Lagerhauses lagen Kisten und Säcke geöffnet herum, und jeder konnte sich seinen Bedarf daraus decken. Frauen trugen in aufgeschürzten Röcken die Beute nach Hause, Kinder liefen vollgepackt mit Kleinigkeiten, und durch viele Straßen konnte man die Spuren von entfallnem Zucker und Kaffee, die sich wie eine Schlange hinter den Betreffenden herzogen, bis zur Endstation verfolgen.

Nachdem diese „gemüthliche“ Art der Selbstversorgung einige Stunden gedauert hatte, schritten endlich die Vertreter von Gesetz und Ordnung ein, sodas nun dem fröhlichen Treiben ein schnelles Ende bereitet wurde. Die unterwegs aufgegriffnen Leute mußten ihre Beute an den Ort der Herkunft zurückbringen, und verschiedene Haussuchungen brachten ein herrliches Resultat zu Tage. Bei einem polnischen Juden wurden unter anderm nicht weniger als sechsunddreißig Sack Kaffee gefunden, die er natürlich alle „ehrlich“ gekauft haben wollte; aber trotz alles Protestes wurde er schnell erleichtert, ohne Rücksicht auf den gezahlten Kaufpreis. — Die zurückgebliebenen Vorräte sind dann sämtlich den Engländern in die Hände gefallen. Warum die Transvaalregierung diese Artikel nicht vorher weggeschaffen ließ, ist ganz unbegreiflich. Ob sie glaubte, die Engländer würden die Vorräte unter die zurückgebliebenen Bürger verteilen?

Die Aufregung in Pretoria wuchs zusehends, und die wildesten Gerüchte, daß Lord Roberts durch de Wet bei Glandsfontein gefangen genommen, daß General French gefallen sei, fanden die schnellste Verbreitung und willige Aufnahme, wie derartige Nachrichten überhaupt gern geglaubt werden, wenn man

sie wünscht. Louis Botha kam am 1. Juni zur Abhaltung eines Kriegsrats nach Pretoria. Die Frage, ob ein hartnäckiger Widerstand bei Pretoria geleistet werden sollte, war das Hauptthema der Sitzung. Öffentlich wurde über das Resultat dieses Kriegsrats nichts bekannt; indessen „wollten“ verschiedene Leute wissen, daß Pretoria verteidigt werden sollte. Manche Gemüther wurden hierdurch sehr beunruhigt; andererseits trug diese Nachricht aber dazu bei, daß sich die Bürger allmählich wieder sammelten. Botha hielt hierauf in bewegten Worten eine Ansprache auf dem Kirchplatz, an deren Schluß er die Bürger aufforderte, bis zum letzten Atemzuge für ihre gerechte Sache zu kämpfen, die ja schließlich doch, wenn auch nach schweren Prüfungen, siegen mußte. Inzwischen hatten sich die Engländer in verschiedenen Kolonnen auf Pretoria in Bewegung gesetzt; deshalb wurde von Botha der Befehl gegeben, sämtliches Kriegsmaterial und alle Munition aus Pretoria zu entfernen. Ein größeres Kommando, hauptsächlich Ausländer unter Kommandant Theron, mußte sich nach Middelburg begeben, sollte sich von da nach dem Freistaat durchschlagen und sich mit de Wet vereinigen. Botha selbst stand südlich von Irene und leitete von dort aus die Operationen. Aber zu einem größern Gefechte kam es nicht, da die Buren mit den Vorposten der Engländer in Fühlung blieben und sich auf Pretoria zurückzogen.

Die Engländer konzentrierten nun ihre Hauptmacht in der Nähe von Six-milespruit südwestlich von Pretoria, um einen Angriff auf Pretoria vorzubereiten. Von dieser Seite aus ist Pretoria am zugänglichsten, und der Fortgürtel auch etwas unterbrochen. Am folgenden Tage (es war der 4. Juni, der Pfingstmontag) entspann sich an dieser Stelle ein sehr hartnäckiger Kampf, wobei sich die Buren gegen die Übermacht der Engländer ganz vorzüglich hielten und verschiedene Angriffe mit großen Verlusten der Engländer zurückschlugen. Vormittags $\frac{1}{2}$ 10 Uhr wurden die Einwohner durch gewaltigen Geschützdonner erschreckt, und kurz darauf hieß es auch, daß eine englische Granate in dem Hof eines Hauses in Sunnyside, einer Vorstadt Pretorias, krepirt wäre, ohne jedoch großen Schaden anzurichten. Eine Panik bemächtigte sich der Stadt, da man allgemein annahm, daß Pretoria nun bombardiert werden sollte.

Die Engländer begannen mit zwei- bis sechszölligen Schiffskanonen die Forts Schanskop und Klapperkop zu beschießen, in der Meinung, daß diese armirt und besetzt seien (was aber nicht der Fall war), leisteten aber beim Einschießen das Unglaublichste, obgleich ihre Beobachtung mittels Fesselballons sehr gut sein mußte. Diese Kanonade wurde bis nachmittags $4\frac{1}{2}$ Uhr fortgesetzt, aber ohne eigentlichen Erfolg; denn im ganzen fielen nur zwei Schüsse auf Fort Schanskop, einer auf den Wall, der andre in das Innere. Louis Botha leitete von Fort Klapperkop die Operationen vom frühesten Morgen an. Um $5\frac{1}{2}$ Uhr abends kamen drei englische Parlamentäre zur Stadt und forderten die Übergabe, die denn auch für den folgenden Tag zehn Uhr vormittags festgesetzt wurde. Die Buren zogen sich theils östlich, theils nordöstlich zurück, und sämtliche waffenfähige Bürger wurden aufgefordert, die Stadt zu ver-

lassen und sich ihrem Kommando anzuschließen. Die in Pretoria gefangen gehaltenen englischen Offiziere sollten in der Nacht vom 4. auf den 5. Juni nach Machadodorp befördert werden; doch nachdem sie englische Kanonen in so unmittelbarer Nähe gehört hatten, und Hilfe nicht mehr weit war, weigerte sich Oberst Bullock im Namen aller Offiziere ganz entschieden, die Stadt zu verlassen, trotz der von dem Spezialkommandanten von Pretoria angedrohten strengen Maßregeln. Oberst Bullock verließ seinem Protest noch mehr Nachdruck durch die Berufung sämtlicher Offiziere zu den Waffen, worauf jeder einzelne Offizier, mit einem Revolver versehen, der Burenwache gegenübertrat und sie für gefangen erklärte. Auf diese Weise blieb alles beim alten.

Der folgende Tag brachte viel Abwechslung in die Straßen Pretorias. Anstatt um zehn Uhr, wie bestimmt worden war, rückten die Engländer schon um 8¼ Uhr in Pretoria ein. Innerhalb fünfzehn Minuten wimmelte es von Rhafis überall; wie aus dem Boden gestampft tauchten in allen Richtungen Kompagnien auf. Die Besetzung ging programmäßig von statten; jeder einzelnen Abteilung war ihre Aufgabe schon vorher zugewiesen worden. Eine aufregende Szene spielte sich noch am Bahnhof ab. Während die Engländer über dem „Bell“ (der Station gegenüber) einrückten, standen zwei Eisenbahnzüge mit leerem Material zur Abfahrt bereit. Kaum hatte der Lokomotivführer den ersten Zug in Bewegung gesetzt, als er der Engländer ansichtig wurde, die querfeld auf den Zug losstürmten, um ihn zum Entgleisen zu bringen. Der Führer aber gab sofort Voll dampf, und noch nie hat wohl ein Zug die Kurve hinter der Station Pretoria in so rasendem Tempo passiert. Die Engländer hatten natürlich das Nachsehen. Ein Offizier mit sechs Mann stürmte das nahe liegende Weichenhaus, um durch Umstellung der Weiche diesen Zug zum Entgleisen zu bringen; indessen schien ihm doch die Einrichtung zu fremd und der einfache Mechanismus zu kompliziert. Einmal zu Heldenthaten aufgeleget, versuchte er nach dem ersten Mißlingen eine solche auf andre Weise auszuführen. Ein Bur mit umgehängtem Gewehr hatte sich zu dem eben abgegangnen Zuge verspätet und war durch den Anblick der ihn plötzlich umgebenden Engländer wie vom Donner gerührt auf dem Bahnsteig stehen geblieben. Der Offizier rief ihm zu, sein Gewehr niederzuwerfen, doch schien er diesen Mahnruf in der Bestürzung zu überhören, worauf der Offizier in zu großem Drange nach Thaten auf eine Entfernung von ungefähr dreißig Schritt zwei Salven, also zwölf Schuß, auf den Bur abgeben ließ, ohne daß nur einer getroffen hätte; wohl sah man um den armen Kerl herum die Kugeln aufschlagen. Wäre der Bur erschossen worden, und die Möglichkeit lag ja sehr nahe, dann wäre dies gleichbedeutend gewesen mit kaltblütigem Mord.

Sämtliche auf der Straße angetroffenen Personen wurden festgenommen und auf dem Bahnhofplatz gefangen gehalten, jedoch nach Verlauf von einigen Stunden wieder frei gelassen; Staatsgebäude und Spirituosenhandlungen wurden besetzt, und die Truppen in Quartieren außerhalb Pretorias untergebracht, wo sie sich für die nachmittags stattfindende Parade beim Einzuge Lord Roberts putzen mußten, was allerdings sehr nötig aber von wenig Nutzen war. Denn

der Grundton hatte bei den meisten eine dunkle Färbung angenommen im Laufe der letzten acht Monate, nicht etwa durch Sonnenbrand, sondern durch waschechten Schmutz, sodaß das englische Heer eher schwarzen Truppen glich. Nur die Offiziere machten davon eine Ausnahme; dagegen machte es einen spaßhaften Eindruck, sie feldmarschmäßig „mit Spazierstock und Kodak“ ausgerüstet neben ihren Kompagnien einrücken zu sehen. Eine Berührung mit Tommie Atkins vermied man auch im allgemeinen, um nicht Ungeziefer, das unter den Verhältnissen einen guten Zuchtherd fand, aufzufangen. Verschiedne der Johannesburger Magnaten nahmen an dem Einzuge teil in der Uniform von englischen Hauptleuten. Einer der ersten dieser Bleisoldatenhelden war A. B. Bailey, ein bekannter Reformier aus der Zeit des Jamesoneinfalls.

Das Verhalten der Bevölkerung gegenüber den Engländern war sehr zurückhaltend und würdig. Dagegen boten die Kaffern alles auf, etwas Stimmung zu machen. An verschiedenen Stelle in der Nähe des Grand Hotels hatten sie sich zusammengerottet und begrüßten jede vorbeimarschierende Truppe mit einem solchen Kriegsgeschrei, daß es selbst den Engländern zu viel wurde, und die Kaffern auseinander getrieben wurden. Auch einige Afrikaner-„ladies,“ allerdings nur solche von sehr zweideutigem Ruf, waren schamlos genug, in hellen Kleidern, behängt mit Bändern in englischen Farben, mit englischen Offizieren öffentlich zu kokettieren.

Die Zeit der Ankunft von Lord Roberts rückte näher und näher; eine große Menschenmenge sammelte sich auf dem Kirchplatz, um dem großen Schauspiel, dem Hissen der englischen Flagge auf dem Regierungsgebäude beizuwohnen. Der Platz war ringsum von Militär besetzt. Das unaufhörliche Hurrarufen der Kaffern und der Soldaten kündigte dann nach zwei Uhr die Ankunft des englischen Generalissimus an; ihm zu Seite ritt der Schlächter von Ondurman, und der Stab folgte in einem kurzen Abstand. Nachdem dieses Heer von Offizieren dem Parlamentsgebäude gegenüber Aufstellung genommen hatte, hielt Lord Roberts eine kurze Ansprache, worauf um 2¹/₄ Uhr unter einem Lusch der Militärkapelle und unter dem Hurrarufen der Soldaten und der Kaffern die englische Flagge gehißt wurde. Die Bevölkerung Pretorias zeigte sich teilnahmslos und kalt gegenüber diesem Enthusiasmus, und mancher machte durch sehr auffällige Mißfallsbezeugungen zwischen den Hurrarufen seinem Herzen Luft.

Hierauf folgte der Vorbeimarsch der Truppen, ein zuvor noch nie in Pretoria in diesem Umfange erlebtes Schauspiel. In buntem Durcheinander folgten koloniale Freiwillige, die so viel „gerühmten“ City-Volunteers (Londoner Freiwilligen) und Teile des aktiven Heers, sechs Batterien Feldartillerie, eine Haubigenbatterie, vier- bis fünfzöllige Schiffskanonen, je mit einer Bespannung von zwanzig Ochsen; zwei- bis sechszöllige Kanonen, je mit 32 Ochsen und einer Anzahl Trainwagen und Ambulanz. An dieser Parade nahmen im ganzen 8800 Mann teil. Berittne Truppen fehlten vollständig, da sie den Buren gefolgt waren, um mit diesen in Fühlung zu bleiben. Das Ganze war nichts andres als eine militärische Demonstration, denn im Grunde ge-

nommen zeugte der Vorbeimarsch von einer Unordnung und Schlappheit der Mannschaften, daß er nur auf Kinder einen Eindruck machen konnte. Wenn dieser anderthalbstündige Parademarsch den Einwohnern Pretorias einen Begriff von der militärischen Stärke Englands geben sollte, dann war der Zweck entschieden verfehlt, denn die ganze Parade war nichts andres als eine Posse.

Von dem Regierungsgebäude wehte nun der Union Jack — Pretoria war englisch. Der Schreiber dieser Zeilen hörte während der Festlichkeiten die Unterhaltung zweier englischer Offiziere. Der eine von ihnen bemerkte jedenfalls in richtiger Erkenntnis der Dinge: „Zum viertenmale hissen wir an dieser Stelle unsre Flagge, ob sie wohl da oben bleiben wird?“



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Nochmals die albanesische Frage. Noch ehe unser Artikel „Italien und die albanesische Frage“ in Nr. 33 erschien, war die italienische Regierung im Sinne derer vorgegangen, die einen kräftigern Schutz der italienischen Interessen an der Ostküste der Adria fordern. Gestützt auf eine Flottendemonstration vor Durazzo, wo am 10. Juli drei italienische Kriegsschiffe vor Anker gingen, hat sie nicht nur Genugthuung für die Schädigung eines italienischen Unternehmers, sondern auch die Erlaubnis zur Errichtung italienischer Postämter in Skutari, Durazzo, Balona, Prevesa und Janina erlangt, wie denn auch schon ein italienischer Dampfer erschienen ist, um die italienische Post von San Giovanni di Medua nach Skutari zu befördern. Zugleich will die apulische Schiffahrtsgesellschaft (Società di navigazione Puglia) eine regelmäßige Verbindung mit jenem Hafen einrichten, und italienische Exportfirmen suchen Geschäftsverbindungen mit Albanien anzuknüpfen. Unseres Erachtens sind das durchaus berechtigte Bestrebungen, die vielleicht den österreichischen Geschäftsleuten unbequem werden, aber der österreichischen Regierung doch keine politischen Besorgnisse erwecken können. Denn gegen deren Interesse wäre es doch nur, wenn sich Italien militärisch in Albanien festsetzte, so gut wie es Italien nicht dulden könnte, daß Österreich das thäte. Es erscheint uns deshalb nicht unbedenklich, daß die österreichische Presse in der ganzen Frage vielfach eine so unfreundliche Haltung gegenüber Italien einnimmt. In Italien empfindet man das schwer und meint, man scheine jenseits der Alpen ganz zu vergessen, daß Italien eine Mittelmeer Macht sei, und daß es genau dasselbe Recht habe, seinen Einfluß auf friedlichem Wege auszuweiten wie Deutschland und Österreich. Jedenfalls sollte man die Schwierigkeiten, die der Erneuerung des Dreibundes ohnehin entgegenstehen, nicht durch eine derartige Behandlung der italienischen Maßregeln zur Förderung berechtigter Interessen noch vermehren. Zum Glück ist die Haltung der beiden Regierungen durchaus korrekt; sie stimmen darin überein, daß der politische Status quo in Albanien so lange wie möglich erhalten bleiben müsse. Aber wer kann auf der ewig gärenden Balkanhalbinsel irgend welche Bürgschaft für die Zukunft übernehmen? *

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig

Verlag von Fr. Wih. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig